

# «Free Palestine» auf dem jüdischen Friedhof

Nach dem Massaker der Hamas nahmen die antisemitischen Vorfälle in der Schweiz zu. Viele Juden fragen sich, wie lange sie hier noch sicher sind. VON MISCHA LIATOWITSCH

Es war ein kühler Novembereabend, als Unbekannte sich dem jüdischen Friedhof in Basel näherten. Vor der Aussenmauer machten sie halt. Die Nacht war dunkel, die Strasse leer. Niemand war zugegen, als die Spraydosen geschüttelt wurden. Das «Free Palestine» platzierten sie gut sichtbar, gleich neben dem Friedhofseingang. Ellenlange, schwarze Buchstaben.

Wie ein Brandmal prangten diese am nächsten Morgen auf der brüchigen Friedhofsmauer. Bilder des Graffiti zirkulierten bald in den sozialen Netzwerken. So erfuhr ich davon. Was ich verspürte, war Trauer, Wut. Aber auch Ohnmacht. Ich fragte mich, was dieser Übergriff für die Zukunft jüdischer Menschen in der Schweiz bedeuete. Diese herrischen Buchstaben, auf dieser Friedhofsmauer. Hinter ihr liegen meine Grosseltern begraben.

Wenn ich an meine Grosseltern denke, dann denke ich an ihr Wohnzimmer. Darin standen mintgrüne Möbel und Bücherregale, die bis zur Decke ragten. Erinnerungen an meine Grossmutter habe ich keine. Die letzten Jahre ihres Lebens hatte sie mit einer schweren Krankheit gerungen. Als sie ihr erlag, war ich kaum zwei Jahre alt. Mein Grossvater hingegen lebte bis ins hohe Alter. Er war ein tüchtiger Mann. Geboren 1917 als Sohn eines polnischen Immigranten, wuchs er in Basel in einfachen Verhältnissen auf. Als erstes Mitglied seiner Familie besuchte er das Gymnasium, später die Universität. Bald machte er sich in Basel als Anwalt einen Namen.

Mein Grossvater arbeitete viel. Pausen gönnte er sich nur selten. Dann brachte er jeweils Zeit mit der Familie. Seine Grosszügigkeit war einzigartig, sein Wissen ebenso. Wann immer ich ihn in Basel besuchte, fand ich ihn im Wohnzimmeressel wieder, ein dickes Buch in seinem Schooss. Er sprach stets langsam, wählte seine Worte mit Bedacht. Über seine Gefühle sprach er jedoch kaum. Ich schätzte und bewunderte meinen Grossvater. Gleichzeitig fühlte ich mich ihm nicht gewachsen. Allzu oft drückte ich mich vor Gesprächen mit ihm.

## Der Schlachtruf an der Mauer

Als mein Grossvater starb, lebte ich vorübergehend im Ausland. Erst nach seinem Tod wurde mir bewusst, dass ich es veräumt hatte, mich ernsthaft mit ihm und seinem Leben auseinanderzusetzen. Auf seiner Beerdigung weinte ich viel. Ein paar Wochen später stand ich mit meinem Vater im leeren Wohnzimmer in Basel. Wir räumten Bücher in Kartontisten. Dabei fiel uns ein Ordner in die Hände. Darin waren vergilbte Briefe abgelegt. In den Briefen bemühte sich mein Grossvater um Einreisepapiere für die USA. Das Jahr war 1942.

Der jüdische Friedhof in Basel liegt an der Theodor-Herzl-Strasse. Benannt ist sie nach dem Begründer des politischen Zionismus. Unter dem Eindruck des Judenmasses im Europa des 19. Jahrhunderts hatte Herzl es sich zur Aufgabe gemacht, Jüdinnen und Juden aus aller Welt eine nationale Heimstätte zu sichern. Dort sollten sie in Frieden leben können, frei von Ausgrenzung und Verfolgung. Sein Ziel war klar: Zion – zu Deutsch Jerusalem.

Herzl kämpfte unablässig für die Rückkehr des jüdischen Volkes in seine historische Heimat. Der erste Zionistenkongress fand dann auch unter seinem Vorsitz statt – nicht wie geplant in München, sondern in Basel. Die Veranstaltung wurde zum Meilenstein. In Basel erhielt die zionistische Bewegung entscheidenden Aufwind. Auch wenn es noch Jahrzehnte dauern würde: Der Weg zur Staatsgründung Israels war gebetnet.

Die Unbekannten, die sich am Friedhof in Basel vergangen haben, scheinen mit jüdischer Geschichte vertraut gewesen zu sein. Das Strassenschild, das die Friedhofsmauer zierte, haben sie mit schwarzer Farbe übermalt, Herzls Namen durchgestrichen. Darunter haben sie ein weiteres Graffiti angebracht. Es lautet: «Zionismus = Terror». Eine Gleichung,



Der Kiesel auf dem Grabstein ist ein jüdischer Brauch – zum Gedenken an die Verstorbenen.

ANNETTE RIEDL / DPA

die es in sich hat. Sie soll wohl implizieren, dass die Bestrebung nach einer jüdischen Heimstätte eine Form von Terrorismus sei. Dem israelischen Staat wird so kurzerhand die Legitimität entzogen. Er verkommt zum rechtswidrigen Konstrukt.

Das erste Graffiti, also «Free Palestine», kann in diesem Kontext denn auch bloss als Schlachtruf verstanden werden: als Aufforderung zur Tilgung des jüdischen Staates. Eines Staates, in dem Menschen leben. Wo es Buchhandlungen gibt und Tattoo-Studios. Wo Kinder auf Gehsteigen herumrennen und Hunde auf grünen Wiesen.

Wie dieser Prozess der Auslöschung ablaufen würde, bleibt dabei offen. Vielleicht würde man ja bloss die Grenzen niederreißen. Millionen von jüdischen Kindern wären dann ihrem Schicksal überlassen. Oder man möchte sie gleich aus ihren Häusern zerren, sie in Busse packen und Güterwaggons. Sie zurückverfrachten in die Diaspora, aus der sie vor Generationen geflohen waren, weil sie in Deutschland und Polen nicht sicher leben konnten, in Äthiopien und Libyen, in Jemen, dem Irak.

## Meine Grosseltern hatten Glück

Als in Europa der Krieg ausbrach, waren meine Grosseltern bereits ein Paar. 1940 heirateten sie in der Basler Synagoge, kurz danach rückte mein Grossvater beim Luftschutz ein. Als meine Grosseltern 1941 ihr erstes Kind erwarteten, war die Schweiz von den Achsenmächten umzingelt. Niemand wusste, ob und wann die deutschen Truppen einfallen würden. Und was die Folgen für die jüdische Bevölkerung wären. Auch hierzu gab es Menschen, die mit den Nationalsozialisten sympathisierten.

Meine Grosseltern betätigten sich während der Kriegsjahre in der jüdischen Gemeinde. Es gab Flüchtlingsfamilien zu versorgen. Dann die Schliessung der Grenzen 1942 – verfolgte Jüdinnen und Juden kamen keine mehr ins Land. Verzweifelte Botschaften erreichten Basel von Verwandten aus Frankreich und Polen. Meine Grosseltern überlegten sich die Flucht ins

ausland. Nach der Staatsgründung Israels 1948 erwogen sie die Emigration. Doch zu sehr hingen sie an ihrem Leben in der Schweiz. Meine Grosseltern entschieden sich, in Basel zu bleiben. Der Judenmassen seinen Zenit überschritten zu haben – europaweit rückte er in den Hintergrund. Mein Grossvater kniete sich in die Arbeit, meine Grossmutter widmete sich dem Haushalt. Sie zogen eine Familie gross, bekamen Enkelkinder. Es war eine Zeit des Neubeginns, der Hoffnung.

Hoffnung kommt, und sie geht. Der 7. Oktober des letzten Jahres war ein Wendepunkt. Nicht nur aufgrund des mörderischen Massakers, das im Süden Israels begangen wurde. Die Welle des Hasses, die in den Folgewochen über Jüdinnen und Juden weltweit hereinbrach – auch sie sucht ihresgleichen. Von versuchten Brandanschlägen auf Synagogen über physische Attacken zu Einschüchterungen und Schmierereien. In seiner Zeit nach der Shoah haben Jüdinnen und Juden in der Diaspora mehr um ihre Sicherheit gefürchtet. Auch hier in der Schweiz.

Die Welle ist mittlerweile wieder abgeebbt. Die Welt dreht sich weiter. Was jüdischen Menschen bleibt, ist ein bitterer Nachgeschmack. Sowie eine Frage. Nämlich, wie lange man hier noch sicher ist. Die Frage hallt in den Gängen der Gemeindehäuser nach – Familien brüten darüber beim Abendbrot, junge Menschen in den Cafés. So wie bereits Generationen vor ihnen über ihr gebrütet haben. Derweil drücken sich Menschenmassen durch die Strassen, skandieren «Free Palestine» in die kalte Winterluft. Und Jüdinnen und Juden tauschen nervöse Blicke aus, rätseln, was wohl damit gemeint sei.

Dabei ist vielen jüdischen Menschen bewusst, dass die Gründung Israels auch Wunden hinterlassen hat. Bis heute sind sie nicht verheilt. Palästinenserinnen und Palästinenser haben ein gutes Leben verdient, in einem eigenen Staat. Wie jüdische Menschen auch. Denn als staatenloses Volk waren Jüdinnen und Juden stets auf die Gunst anderer angewiesen. Schutz erhielten sie oft nur bedingt und wenn, dann auf Raten. Bis sie doch wieder an den

Pranger gestellt wurden, wenn nicht gleich zu Tode geprügelt. Oder man ihre Synagogen schändete. Oder ihre Friedhöfe.

## Der Koffer war stets bereit

Es dauerte eine Weile, bis ich mich dazu überwinden konnte. Doch neulich besuchte ich den Friedhof in Basel. Als ich in die Theodor-Herzl-Strasse einbog, blieb ich stehen. Von den Graffiti war auf der Aussenmauer nichts mehr zu sehen. Auch das Strassenschild war ausgewechselt worden. Unter dem wolkenverhangenen Himmel sah die Mauer bleich und brüchig aus. Alles war beim Alten, irgendwie.

Als ich mich durch das Tor auf den verregneten Vorhof drückte, kam mir ein Text meines Grossvaters in den Sinn, der mir vor einiger Zeit in die Hände gefallen war. Darin zeichnete er Gedanken zu seinem 85. Geburtstag auf. Als er auf die Heimat zu sprechen kam, drückte er seine Wertschätzung aus. Seine Ahnen hatten in Polen noch in grosser Armut gelebt. In der Schweiz konnte er ein erfolgreiches Geschäft aufbauen, ein erfülltes Leben führen.

Und dennoch: Mein Grossvater hatte die Lektion der Geschichte gelernt. Er war sich bewusst, dass die Situation für Jüdinnen und Juden sich jederzeit verschlechtern könnte. Egal, wie etabliert sie waren. Egal, wo sie lebten. Die Koffer in seinem Kopf blieben zeitlebens gepackt.

Vor dem Grab meiner Grosseltern machte ich halt. Ich hielt einige Minuten inne. Dann hob ich einen Kiesel auf und platzierte ihn auf dem Grabstein. Es ist ein jüdischer Brauch – zum Gedenken an die Verstorbenen. Ich blickte über den Friedhof. Niesel fiel auf Parkbänke, auf kahle Bäume. Ich knöpfte meinen Mantel zu und machte mich auf den Weg. Auf der Heimreise dachte ich an meine Grosseltern. Bald aber driftete ich ab. Ich versuchte mir die Generationen vorzustellen, die vor ihnen gekommen waren. Diese unwahrscheinliche Kette von Menschen. Der Kiesel soll auch ihnen gelten. Im Andenken an Vorfahren, die Jahrhunderten getrotzt haben. Möge ihre Erinnerung ein Segen sein.

# Der fromme Freund von Sigmund Freud

Der Begründer der Psychoanalyse war überzeugter Atheist. Oskar Pfister predigte sein Leben lang an einer Zürcher Kirche – trotzdem waren die beiden jahrzehntelang befreundet. VON ISABELLE NOTH

In der Schweiz ist der Name Oskar Pfister nicht einmal mehr Theologen ein Begriff. Anders in den USA. Dort findet jedes Jahr eine «Pfister Award Lecture» statt. Gehalten wird sie vom jeweiligen Träger des Oskar-Pfister-Awards. Mit ihm zeichnet die American Psychiatric Association Wissenschaftler aus, die bedeutende Beiträge auf dem Gebiet der Religion und Psychiatrie geleistet haben. Bisherige Preisträger sind unter anderem der Theologe Hans Küng, der Neurologe und Bestsellerautor Oliver Sacks oder der Psychotherapeut Irvin D. Yalom.

Schon das wäre Grund genug, an den reformierten Zürcher Pfarrer und Psychoanalytiker Oskar Pfister zu erinnern, der eine Vielzahl von Arbeiten zur Psychoanalyse publizierte, von denen einzelne in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Ein weiterer Grund liegt in Pfisters Beziehung zum Pionier der Psychoanalyse, Sigmund Freud. Die beiden, den atheisstischen Juden und den gläubigen Christen, verband eine jahrzehntelange Freundschaft, die sich in einem über zweihundert Schreiben umfassenden Briefwechsel niederschlug.

Die Freundschaft beruhte auf gegenseitiger Wertschätzung, auch wenn sich in Freuds Briefen mitunter ein leicht ironischer Ton bemerkbar macht. Pfister sei «ein reizender Kerl», berichtete er 1909 dem Psychoanalytiker Sándor Ferenczi. Ein «Schwärmer» und Charmeur – «halb Heiland, halb Rattenfänger». Über Pfisters enthusiastisches psychoanalytisches Wirken allerdings hielt Freud trotz aller Kritik stets seine schützende Hand und wies ihm auch Patienten zur Analyse zu.

Oskar Pfister war als Psychoanalytiker tätig, zugleich aber fast vierzig Jahre lang, von 1902 bis zu seiner Pensionierung 1939 – dem Todesjahr Freuds –, Pfarrer an der Predigerkirche in Zürich. Er wohnte im Pfarrhaus an der Schienhutgasse und schilderte eindringlich die Armut in den dunklen Gassen der Altstadt, die er täglich vor Augen hatte – die, wie er sagte, «sittliche Not, die wie giftiges Gas aus dem Sumpf des Pauperismus aufsteigt». Und er litt zunehmend an seinem Unvermögen, diesem Leid mit seiner Seelsorge wirksam zu begegnen.

## «Eine neue Welt aufgegangen»

Neben seiner Arbeit in der Gemeinde und als Therapeut war Pfister auch wissenschaftlich tätig. 1908 wäre er fast Professor für systematische und praktische Theologie an der Universität Zürich geworden. Aber er schien zu unentschieden und agierte unglücklich. Nach wechselvollem Hin und Her wurde schliesslich nicht er, sondern der zweitplatzierte Kandidat gewählt: Leonhard Ragaz, der Begründer der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz.

Im gleichen Jahr, in dem die Professur in Zürich besetzt wurde, stiess Pfister dank einem Hinweis von Carl Gustav Jung auf die Schriften Sigmund Freuds. Bei deren Lektüre sei ihm «eine neue Welt aufgegangen», schrieb er später. Er empfand sie als «wissenschaftliche Offenbarung ersten Ranges». In Freuds Arbeiten fand Pfister eine Antwort auf die Frage, weshalb seine seelsorgliche Tätigkeit nicht mehr Früchte trug. Und er fand einen neuen Zugang zu den Menschen und ihren seelischen Problemen.

Im Februar 1909 bestätigte ihm Freud, dass er seine Absichten richtig verstanden habe, und schrieb, die Psychoanalyse sei «weder religiös noch das Gegenteil, sondern ein unparteiisches Instrument, dessen sich der Geistliche wie der Laie bedienen kann, wenn es nur im Dienste der Befreiung Leidender geschieht». Im selben Brief äusserte Freud sein grosses Erstaunen über den Umstand, nicht selbst darauf gekommen zu sein, «welche ausserordentliche Hilfe die psychoanaly-



Für den Zürcher Pfarrer Oskar Pfister war die Psychoanalyse nichts anderes als der systematische Ausbau der Grundgedanken von Jesus Christus.

PHOTOPRESS-ARCHIV / KEYSTONE

tische Methodik der Seelsorge leisten» könne.

Bereits im April 1909, bald nachdem die ersten Briefe gewechselt worden waren, reiste Pfister nach Wien, um Freud persönlich zu treffen. Es war der Beginn einer dreissigjährigen Freundschaft. Die Korrespondenz zwischen dem Begründer der Psychoanalyse und dem Begründer der sogenannten «analytischen Seelsorge» zeugt von ihrer herzlichen Zuneigung zueinander, aber auch vom Ernst, mit dem sich der Jude Freud und der Christ Pfister wissenschaftlich und privat miteinander auseinandersetzen.

## Ein freier, menschlicher Blick

Pfister war es, der 1913 eine der ersten psychoanalytischen Systematiken veröffentlichte. Freud selbst schrieb dazu das Vorwort, in dem er festhielt: «Die Ausübung der Psychoanalyse erfordert viel weniger ärztliche Schulung als psychologische Vorbildung und freien menschlichen Blick.» Dabei erwiesen sich gerade Pfarrer und Lehrer aufgrund ihrer vielseitigen und zahlreichen Kontakte und ihres gesellschaftlichen Ansehens als «ideale Multiplikatoren».

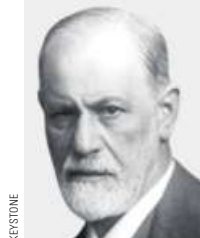
Freud stand auch Pfisters Bemühungen um eine auf der Psychoanalyse basierende pädagogische Theoriebildung, die sogenannte «Pädalyse», wohlwollend gegenüber. Dabei geisserte er immer wieder die damals grassierende Gewalt in der Erziehung und in der Schule, die bei Kindern so viel Angst und Leid erzeuge. Für Pfister war es das alles entscheidende Instrument, dessen sich der Geistliche wie der Laie bedienen kann, wenn es nur im Dienste der Befreiung Leidender geschieht.

Im selben Brief äusserte Freud sein grosses Erstaunen über den Umstand, nicht selbst darauf gekommen zu sein, «welche ausserordentliche Hilfe die psychoanaly-

choanalyse mitsamt der Abspaltung und Gründung einer eigenen Gesellschaft für ärztliche Psychoanalyse auslöste, mit ablenkenden Gefühlen gegenüberstand, entzog er ihm sein Wohlwollen nie.

1927 veröffentlichte Freud eines der religionskritischsten Pamphlete des 20. Jahrhunderts: «Die Zukunft einer Illusion». Er kündigte sie Pfister an: «In den nächsten Wochen wird eine Broschüre von mir erscheinen, die viel mit Ihnen zu tun hat. Ich hätte sie nämlich längst schreiben wollen, aber mit Rücksicht auf Sie zurückgestellt, bis dann der Drang zu stark wurde. Sie behandelt – leicht zu erraten – meine durchaus ablehnende Einstellung zur Religion – in jeder Form und Verdünnung.»

Pfister war überzeugt, die Psychoanalyse könne Menschen von vielen Zwängen befreien und freie Bahn



Sigmund Freud  
Begründer  
der Psychoanalyse

schaffen für das, was in ihrer Seele eingeklemmt sei. Dies geschehe, indem nicht auf das Symptom auf der Oberfläche, nämlich des Bewussten, geachtet werde, sondern indem der darunterliegende Konflikt im Unbewussten gelöst werde. In Pfisters Berichten finden sich verschiedene Beispiele von Blitzheilungen und Wundertaten.

## Die «ausgeplünderte Welt»

Er mokierte sich über jene, «die schon beim ersten Hitzig merken, dass der Klient 4 Monate lang täglich beim Analytiker auf den Hafen muss». Auch wenn Freud der christlichen Vereinnahmung seiner Lehre und Pfisters therapeutisch-charismatischer Unbeschwertheit, die 1928 eine währschafte Krise in der Schweizerischen Gesellschaft für Psy-

choanalyse mitsamt der Abspaltung und Gründung einer eigenen Gesellschaft für ärztliche Psychoanalyse auslöste, mit ablenkenden Gefühlen gegenüberstand, entzog er ihm sein Wohlwollen nie.

1927 veröffentlichte Freud eines der religionskritischsten Pamphlete des 20. Jahrhunderts: «Die Zukunft einer Illusion». Er kündigte sie Pfister an: «In den nächsten Wochen wird eine Broschüre von mir erscheinen, die viel mit Ihnen zu tun hat. Ich hätte sie nämlich längst schreiben wollen, aber mit Rücksicht auf Sie zurückgestellt, bis dann der Drang zu stark wurde. Sie behandelt – leicht zu erraten – meine durchaus ablehnende Einstellung zur Religion – in jeder Form und Verdünnung.»

Pfister war überzeugt, die Psychoanalyse könne Menschen von vielen Zwängen befreien und freie Bahn

schaffen für das, was in ihrer Seele eingeklemmt sei. Dies geschehe, indem nicht auf das Symptom auf der Oberfläche, nämlich des Bewussten, geachtet werde, sondern indem der darunterliegende Konflikt im Unbewussten gelöst werde. In Pfisters Berichten finden sich verschiedene Beispiele von Blitzheilungen und Wundertaten.

Es sei fraglich, schreibt Pfister weiter, ob der wissenschaftliche Fortschritt die Menschen glücklicher und besser gemacht habe. Wenn es zur psychoanalytischen Kur gehöre, den Patienten diese «ausgeplünderte Welt» als der Wahrheit höchste Erkenntnis beizubringen, resümierte er, so würde er sehr gut begreifen, dass die armen Leute sich lieber in die Klausur ihrer Krankheit flüchteten, als dass sie in diese «schauderliche Eiswüste» zögen.

Freud reagierte, indem er Pfister antwortete, seine Replik zu veröffentlichen, und

In Pfisters Berichten  
finden sich verschiedene  
Beispiele von  
Blitzheilungen und  
Wundertaten.

betonte, es gelte, zwischen der Psychoanalyse und seinem Urteil zur Religion zu unterscheiden: «Es ist meine persönliche Einstellung.» Die Ansichten blieben unvereinbar. Pfister resümierte: «Die Gefahr ist nicht gross, dass Sie sich zur Taufe melden oder dass ich von der Kanzel herunterhüpfte.» Doch trotz allen Differenzen blieben die beiden Männer miteinander verbunden, auf persönlicher wie fachlicher Ebene.

## Abschiedsszene mit Ambivalenz

Der letzte erhaltene Brief Pfisters datiert vom Februar 1939. Er äusserte darin seine Erleichterung darüber, dass Freud «einer zum sadistischen Vater regredierten Nation entronnen» sei. Er hielt es für «selbstverständlich, dass die Psychoanalyse trotz diktatorischer Verfolgung ihren Siegeslauf vollenden» werde. Und er kündigte seinen im Herbst bevorstehenden Rücktritt vom Pfarramt an. Wenige Monate später, im September, starb Sigmund Freud im Exil in London. Im Nachlass Pfisters findet sich ein Brief von 1952 an den französischen Psychoanalytiker René Laforegue. Darin erinnert sich Pfister an seine letzte Begegnung mit Freud.

In der Abschiedsszene manifestiert sich nochmals die besondere Qualität ihrer Freundschaft, die vorhandene Ambivalenzen wahrnahm und aushliet: «Bei meinem letzten Besuch, 1936, lauteten seine Abschiedsworte: «Sie haben viel für die Propaganda der Psychoanalyse getan; aber dass Sie noch immer Religion haben, kann ich Ihnen nicht verzeihen.» Er sagte es lächelnd, aber er meinte es doch wohl ernst.»

Isabelle Noth ist Professorin für praktische Theologie an der Universität Bern und Herausgeberin des Briefwechsels zwischen Sigmund Freud und Oskar Pfister.